

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Dottikerinnen und Dottiker

Ich danke dem Feuerwehrverein und dem Gemeinderat Dottikon für die Einladung zu dieser Bundesfeier. Ich fühle mich geehrt und freue mich, dass ich heute Abend zu diesem ganz speziellen Fest zu Ihnen allen sprechen darf. Der 1. August, unsere Bundesfeier, ist tatsächlich ein spezielles Fest – gerade, weil es eben nicht nur ums Fest geht. Natürlich gehören das gemütliche Zusammensein an einem schönen Sommerabend wie heute, die Musik und die Bratwurst vom Grill dazu – auch ich freue mich schon jetzt darauf.

Wer aber an die Bundesfeier kommt, kommt nicht nur zum Festen. Sie alle beweisen mit Ihrer Anwesenheit, dass Ihnen die Schweiz, unser Land, unser Staatswesen und damit auch unsere Gesellschaft nicht egal sind. Sie bringen zum Ausdruck, dass Sie ein Teil dieses Staats sind, dass Sie zu diesem Staat gehören, gehören wollen – und dass Ihnen dieser Staat auch gehört, und zwar ganz persönlich. Was ich damit meine, möchte ich erklären:

Mich fasziniert der 1. August nämlich auch darum, weil er in der Schweiz so verschieden gefeiert wird: Es gibt nicht irgendeinen zentralen Festakt, kein symbolgeladener Staatsanlass, wo irgendein Präsident zu irgendeinem Volk spricht, und keine Militärparaden. Gefeiert wird bei uns auf gegen 2500 Arten, nämlich in jeder Schweizer Gemeinde anders – in vier Sprachen, mit verschiedenem Essen, mit verschiedener Musik und mit verschiedenen Ansprachen. Organisiert werden diese Feiern meistens, wie auch hier in Dottikon, von Freiwilligen, von den Vereinen, die auch sonst das gesellschaftliche Leben und die politische Diskussion in der Gemeinde mitprägen.

Diese Art zu feiern finde ich sehr sympathisch – weil sie so typisch für uns ist. Sie sagt viel darüber aus, wie unser Staat beschaffen ist, uns wie wir mit ihm umgehen:

- Die Schweiz ist nicht eine „Nation“, die irgendwie von Gott gegeben ist. Vielmehr sind wir ein zusammengewürfelter Haufen von ganz vielen Gebilden, Gemeinden und Kantonen, mit ihrer ganz eigenen Geschichte. Sie bilden zusammen einen Bund und arbeiten zusammen, weil sie sich willentlich dazu entschieden haben und diese Entscheidung immer wieder, auch bei Problemen in der Geschichte, bestätigt haben – wir feiern deshalb nicht den Nationalfeiertag, sondern eben die Bundesfeier.
- Innerhalb dieses Bundes lassen wir uns aber unsere Individualität nicht nehmen, und vor allem fühlen wir uns frei. Der Staat kann uns nicht vereinnahmen oder über uns bestimmen.

Deshalb geben wir nicht viel auf Würdenträger, auf Staatspomp. Bei uns kommt es noch darauf an, was eine Politikerin oder ein Politiker sagt, und nicht wie sie, wie er auftritt.

- Im Gegenzug fühlen wir uns aber auch sehr direkt verantwortlich für den Staat. Er ist uns auch sehr nahe, vor allem natürlich in der Gemeinde. Der Staat besteht für uns nicht aus Symbolen, er besteht aus Menschen. Er ist für uns nicht etwas besonders Gutes oder Schlechtes, er ist eben normal, er gehört zu unserem Alltag

Deshalb meine ich es wörtlich, wenn ich sage, dass die Schweiz uns allen gehört – ganz persönlich und ganz direkt, aber eben auch jeder und jedem auf eine ganz eigene Art.

Mit dieser Haltung hat auch unsere direkte Demokratie sehr viel zu tun. Bei uns hat das Volk, also wir, alles zu sagen. Mit Referenden und Initiativen haben wir eine sehr grosse, fast unbegrenzte Mitsprachemöglichkeit. Das bringt aber auch Arbeit: Wir müssen uns immer wieder über Abstimmungsvorlagen informieren. Und vor allem müssen wir uns auch immer wieder in intensiven Diskussionen zu Mehrheitsentscheiden zusammenraufen – und diese dann akzeptieren, auch wenn wir in der Minderheit sind.

Bei uns das Volk immer das letzte Wort hat. Ich als Politiker bin nur beauftragt, gewisse Vorentscheidungen zu treffen oder Entscheidungen zu diskutieren. Und wenn ich etwas Falsches entscheide, können dies die Bürgerinnen und Bürger – und zu denen gehöre ich ja auch – jederzeit korrigieren. Und das tun sie auch regelmässig. Und das ist gut so. Unsere direkte Demokratie ist etwas Grossartiges, etwas Einmaliges. Sie macht die Schweiz eigentlich zu einem perfekten Land. Und wenn ich auf die Schweiz stolz bin, dann bin ich genau darauf stolz – und darauf, dass an der Schweiz so viele Leute so direkt mitarbeiten, dass sie so vielen Menschen gehört.

Mit dieser Feststellung könnte ich nun diese Bundesfeierrede beenden. Es wäre ein perfektes "Happy End" an diesem Tag. Aber wir alle wissen, dass die Sache nicht ganz so einfach ist. Denn die direkte Demokratie ist ja nicht im luftleeren Raum. Und gerade in der letzten Zeit wird sie von verschiedenen Seiten herausgefordert:

Eine Herausforderung kommt von innen, von uns. Denn wir werden immer mehr abgelenkt: Es ist für mich kein Problem, 24 Stunden online zu sein – und mich entsprechend 24 Stunden ununterbrochen fürs Geschäft verantwortlich zu fühlen. Oder ich kann jederzeit live jedes Resultat der Spiele in London abfragen und mit all meinen 500 Facebook-Freunden kommunizieren, sogar gleichzeitig. Dass ich dann nicht mehr in die Feuerwehr kann und auch sonst keine Zeit mehr habe für politisches, gesellschaftliches Engagement, ist klar.

Dank der elektronischen Medien können wir überall auf der Welt jederzeit quasi live dabei sein. Mit dieser Masse von Informationen wächst aber auch unsere Verantwortung: Wie soll ich damit umgehen, wenn ich live sehe, wie in Syrien eine Stadt dem Erdboden gleichgemacht wird, wie in Mali Frauen aus religiösen Gründen diskriminiert werden, wie in der Sahel-Zone immer noch Kinder verhungern oder wie in Mexiko minütlich ein Mensch ermordet wird? Viele von uns kapitulieren angesichts dieser Überinformation, dieser Überverantwortung, ziehen sich vollständig ins Private zurück und engagieren sich nicht mehr, auch nicht mehr lokal – weil die Probleme der Welt ja so nicht lösbar sind...

Unsere direkte Demokratie ist aber nicht nur von innen, sondern auch von aussen herausgefordert. Dass die Globalisierung nicht mehr nur ein Modewort, sondern Realität ist, haben wir in der letzten Zeit teilweise schmerzhaft erfahren. Ob es um Verkehr geht, um Umwelt und vor allem um Wirtschaft: Die Schweiz wird immer abhängiger von Entscheidungen, die in Berlin, Washington oder Peking getroffen werden, und die wir nicht direkt beeinflussen können. Und Entscheidungen, die wir selber treffen, sind nach kurzer Zeit wieder ungültig, weil sich um uns herum wieder alles geändert hat:

- Wie gut es unserer Wirtschaft geht, können wir nur noch beschränkt selber steuern. Auf einmal entscheiden nicht mehr nur unsere eigenen Leistungen über unseren Erfolg, sondern auch die Frage, wie schwach der Euro ist, was amerikanische Ratingagenturen macht, und wie es Italien oder Spanien geht. Und was es heisst, wenn über die Arbeitsplätze im Dorf nicht mehr hier, sondern irgendwo in der Welt entschieden wird, hat auch Dottikon erlebt.
- Es wird immer billiger, in ein Flugzeug zu steigen und irgendwohin zu fliegen. Davon machen viele Menschen Gebrauch, die sich politisch verfolgt glauben oder einfach keine Zukunft mehr sehen – und dann dorthin gehen, wo sie glauben, dass Milch und Honig fliesst, weil sie das in den Medien sehen. Es sind Menschen, die unseren Staat, unsere Kultur oder auch unser Rechtssystem nicht kennen, teilweise auch nicht kennen wollen – oder es sogar bewusst ausnützen wollen. Ob diese Migration berechtigt ist, ob es sinnvoll ist, sein Heimatland aus welchem Grund auch immer zu verlassen um anderswo sein Glück zu suchen, hat uns niemand gefragt. Ob Migration stattfindet, entscheiden nicht wir und auch nicht andere. Sie findet einfach statt – und bringt Menschen in die Schweiz, die an unserer direkten Demokratie eben nicht mehr direkt beteiligt sind.

Wie gehen wir mit dieser Entwicklung um? Wir können es ein Frechheit finden, dass sich die Welt um uns verändert, ohne uns zu fragen. Wir können den Kopf in den Sand stecken und so tun, als wäre die Schweiz immer noch die gleiche wie vor 50 Jahren. Das wollen wir aber hoffentlich nicht. Und so stellen sich uns politische und moralische Fragen, die wir bis jetzt so

nicht kannten: Soll sich die Schweiz gegenüber der Welt und Europa auf tun oder ihr Glück allein suchen? Sollen wir Ausländerinnen und Ausländer integrieren oder die Einwanderung stoppen? Was ist uns wichtiger, demokratische Volksentscheide oder der Rechtsstaat, der das Individuum und Menschenrechte schützt?

Dies Fragen sind nicht einfach zu beantworten, und sie machen uns Angst: Angst um die Zukunft, Angst vor Veränderung, Angst um unsere Sicherheit, aber auch Angst um Macht- und Besitzverlust. Und immer wenn Angst im Spiel ist, wird die Diskussion gehässig: Dann gibt es Misstrauen, und es wird auf die Frau und den Mann geschossen anstatt sachlich verhandelt. Davor müssen wir aufpassen. Wenn wir politische Instrumente überstrapazieren, dann haben viele keine Lust mehr. Und wenn die politische Diskussion überhitzt wird, dann schliessen wir viele davon aus. Das provoziert dann extreme Meinungen, die wir aus der Geschichte kennen – und die nichts mehr Demokratie zu tun haben.

Eigentlich wollte ich heute Abend eine Schweiz fordern, die selbstbewusst, aber auch offen und tolerant ist. Aber das machen ja immer alle. Und es wäre, nachdem was ich gesagt habe, wohl nicht fair: Es ist nicht fair, von jemandem Toleranz zu fordern, der sich nicht mehr sicher fühlt, weil in sein Haus eingebrochen wurde, von jemandem Offenheit zu fordern, der mit 50 Jahren keine Stelle mehr findet oder von jemandem Selbstbewusstsein zu fordern, der Gemeindepolitik macht und dafür anonyme Drohungen erhält.

Stattdessen könnte ich Ihnen sagen, was für mich persönlich Selbstbewusstsein, Offenheit und Toleranz heisst. Damit wären sie aber wohl nicht alle einverstanden. Was ich alleine denke, ist auch nicht Entscheidend. Entscheidend ist einzig, dass wir alle zusammen ausdiskutieren müssen, wie selbstbewusst, offen und tolerant die Schweiz in Zukunft ist. Und entscheidend ist, dass wir alle diesen Weg dann auch zusammen gehen.

Dazu wünsche ich uns Furchtlosigkeit – weil Angst immer ein schlechter Ratgeber ist, und weil wir in der Schweiz und für die Schweiz keine Angst haben müssen, wenn wir uns auf unsere Stärken konzentrieren: eben den pragmatische Umgang mit dem Staat, die direkte Demokratie und die Kultur der politischen Diskussion. Der erste Ort für diese politische Diskussionskultur ist und bleibt die Gemeinde. Deshalb wünsche ich mir noch ganz viele Bundesfeiern in den Gemeinden, mit Musik und Bratwurst. Auf diese freue ich mich immer noch immer, und deshalb mache ich jetzt Schluss:

Ich wünsche Ihnen einen gemütlichen Abend, mit vielen interessanten – vielleicht sogar politischen – Gesprächen und morgen einen schönen, erholsamen 1. August!